

Eine glückliche Reise.

Novellette aus dem modernen Leben von Clara Knepp-Stübs.

Münden! Zwei Minuten Aufenthalt!

Die Wagenlücke wird aufgerissen, und eine Dame steigt hastig ein. Nach ihr wird ein kleiner Knabe von hilflosen Händen heringehoben. Er trägt noch Mädchenkleider, darüber ein weißes Mäntelchen und auf dem braunen Ledertöpfchen eine weiße Matrosenmütze. In dem Händchen hält er eine Ansichtspostkarte. Er tippt, kaum niedergesetzt, mit den Fingern darauf:

„Da, Mami, Eisenbahn! Willy auch Eisenbahn fährt!“

„Ja, mein Herzchen,“ erwidert die Mama mit weicher Stimme.

Sie hatte sich an's Fenster gesetzt, den Kleinen an den Schoß gehoben. Ihr gegenüber sitzt ein alter Herr, in Reisemantel und Dede gehüllt, als sei es bitter kalt. Und doch war es warm, ein dämmerndes, duftendes Sommerabend, der durch herabgelassene Fenster in's Coupe drang. Die Dame schlägt den dunklen Schleier zurück und öffnet den seitlichen Staubmantel. Da fährt sie plötzlich zusammen, sieht sich forschend um. Ihr war, als ob Jemand gehöhnt hat. Unstill! Natürlich war es nur Einbildung von ihr, denn der alte Herr schaute mit dem gleichgültigsten Gesicht vor sich hin; der konnte nicht gehöhnt haben. Aber es war noch Jemand im Coupe, dort — am jenseitigen Fenster, ein Herr im grauen Reiseanzug und ebensolcher Mütze auf ganz kurz verschmittem braunem Haar. Sie schaute angestrengt hinaus — sie kann von ihm nichts weiter sehen, als einen Streifen des kräftigen, gebrauchten Halses oberhalb des Sieftragens, und dennoch trampft sie die Hände zusammen, eine furchtbare Angst packt sie — sie hat das Gefühl, als ob hier in diesem engen Raume etwas vorgehe . . . etwas entsetzlich Aufregendes . . . ein Drama vielleicht? Aber warum denn? Ist sie denn toll? Mit Gewalt reißt sie den Blick von ihm los, gleitet ihr Auge über das Gepäckschloß . . . da weiß sie mit einemmal, was diese lächerliche Angst bedeutet — wer jener Herr ist. Er braucht gar nicht erst den Kopf zu wenden, sie weiß es ja, daß jener Mann — ihr Mann ist — der Vater ihres Kindes . . . Und wie er jetzt das Kind ansieht, seinen einzigen Knaben — da stehen ihr plötzlich alle jene Szenen vor ihrem geistigen Auge, wie der Knabe, kaum ein Jahr alt, stets mit Gewalt von ihren Armen heruntergestrebt, wenn der Vater kam. Mit unsicheren Schritten lief er ihm entgegen, streckte ihm die Arme hin, aufschauend und mit dem kleinen, biden Händchen ihm in's Gesicht patschend, wenn dieser ihn in die Höhe hob und einen Kuß auf das kleine rötliche Mäulchen drückte.

Und jetzt sieht er das Kind an — sein Kind . . . ! Heiße, sehnüchtige Blide umfassen dessen kleine Gestalt — saugen sich an seinem rötlichen Gesicht fest. Sie weiß nicht, was sie tut, weiß nicht, was sie treibt, daß sie den Knaben vom Schoß heruntergleiten läßt und zu ihm sagt: „Geh — gib dem Herrn dort Dein Händchen, Willy!“

Der Kleine schaut verwundert zu ihr auf und dann den fremden Mann an, der ihm aufschauend das Gesicht in die Hand entgegenstreckt. Noch ein kurzer Moment des Zögerns, dann läuft das Kind auf ihn zu. Hastig reißt er es empor, küßt ihm mit brennender Lippen den Mund, Stirn und Wangen, daß es sich freizumachen strebt und ängstlich das Gesicht verzieht. Das bringt den erregten Mann zur Befinnung. Er streicht sacht über die braunen Locken.

„Nicht fürchten, Willy — nicht fürchten!“ bittet er innig. Da sieht ihn das Kind an — und mit einemmal schlingt es den kleinen Arm um seinen Hals.

Erbebend drückt der robuste Mann den Knaben an sich. O Gott — wie war das damals nur so weit gekommen? Er bemüht sich, alle die vielen Gelegenheiten ins Gedächtnis zu rufen, wo sie ihn bis auf's Blut gewiegt hat, wegen Nichts, und wo er stets so gut und rücksichtsvoll gegen sie war. Alle diese Szenen ziehen an seiner Seele vorüber und dennoch, dennoch — o Gott im Himmel, er hätte sie ja doch? Hatte sie doch im Haß von ihr getrennt? Sie war doch der verkörperte Eigenfinn gewesen, kannte niemals Rücksicht auf den Willen Anderer — für sie war nur ihr eigener, undernünftiger, kindischer Wille maßgebend gewesen. Er versuchte, sein Herz mit erneuertem Zorn und Haßgefühl gegen sie zu wappnen, damit er über diese schwere Stunde hinweg kam. Er schloß.

„Willy Mann lieb hat!“ Auf's Neue umfaßt ihn seines Kindes Arm. Ein tiefer Atemzug hebt seine gewohnte Brust. Er sieht hinüber zu seinem Weibe. Es liegt ihm wie ein

Schleier über den Augen. Ein heller Schein fällt in's Coupe — ein gelber Pfiff, langsamer fährt der Zug. Er will doch lieber hier aussteigen — es ist besser — wozu die Qual noch verlängern . . . Er legt den Knaben auf die Polster und nimmt sein Gepäck aus dem Reg. Drüben an der anderen Seite muß er aussteigen, wo sein Weib sitzt . . . Er küßt das Kind noch einmal und geht, sich empordrehend, zu ihr hinüber.

„Hab' Dank!“ flüstert er ihr zu und legt seine Hand auf den Griff der Waggontür.

Auch sie ist aufgestanden und steht in jugendlicher Schlantheit dicht neben ihm. Sie will sprechen, ein paarmal versucht sie es und kann doch endlich nichts weiter herausbringen, als: „Da ist nichts zu danken!“ Sie würgt und würgt: „Leberhaupt, Georg, wenn Du es wissen willst — ich habe eingesehen, daß ich Dir das Leben zur Hölle machte — ich — ich —“

„Ach, laß das ruhen, Hanna — es ist ja vorüber! Du warst vielleicht noch ein Kind — ich verstand Dich vielleicht auch nicht so recht . . . Ich steige hier aus —“

„Nein!“ schreit sie heraus. Sie packt ihn beim Handgelenk und zieht ihn mit aller Kraft zurück. „Bleib . . . ! Angstvoll stehen ihre Augen ihn an.“

„Aber Kind — wozu denn das? Es ist ja Wahnsinn, einander so zu quälen. Lassen wir die Vergangenheit begraben sein.“

Da nimmt sie den Knaben aus dem Posten. „Willy, hier ist Dein Vater — verstehst Du, Liebling? Damit Du sehr, sehr lieb haben — damit er bei uns bleibt.“ schluchzt sie heraus.

„Ja, sehr, sehr lieb haben —“ sagt zum Glück das Kind.

„Um Gotteswillen, Hanna, was soll das heißen?“ fragte er erschüttert. Mit tränenerfülltem Gesicht sieht sie ihn an, dann schlingt sie den freien Arm um seinen Nacken. Da übermächtig ist ihn — die Liebe wach auf, und er preßt Weib und Kind an sich, als wollte er sie auf dieser Welt nie wieder lassen.

Die Coupelüre wird geöffnet, der alte Herr steigt aus, fährt mit der Hand über die Augen, als hätte er dort etwas wegzuschauen, dann sagt er, einen raschen Blick zurück in's Coupe werfend, bewegt und leise vor sich hin:

„Eine glückliche Reise . . . !“

Vom Strande der blauen Donau.

Wien, im Sommer.

Es wird hier wie an anderen Orten viel gemurmelt, weil interessante alte Gebäude, aristokratische Palais im Innern der Stadt, gemüthliche Bürgerhäuser mit Giebelbädern in den Vorstädten, Villen und Schlösschen in den Vororten, die einst in grünen Gärten gefanden, der Spitzhade verfallen. Das konnte nicht ausbleiben. Die alten Palais, die Neukauten weichen müssen, beherbergen schon lange Speiditeure, Engroswarenhandler, Magazine jeder Art, und es gibt nichts, was einen traurigeren Eindruck macht als ein herrschaftlich angelegtes Stiegenhaus mit Marmorbalcon und Putten, das nur einmal im Jahr, und dann nicht grünlich gereinigt wird, von dessen Mauern der Putz abgefallen ist, dessen Ballustraben von Schmutz strotzen, während in der Einfahrt, wo einst gepuderte Lakaien vom Boß der Karosse sprangen, oder bezopfte Träger die Sänfte mit ihrer holden Last abstellten, Schwermüherter einander schimpfen, weil nicht Raum genug ist, zwei Lastwagen zugleich abzuladen.

Seit einigen Wochen hat man begonnen, zwei große schöne Ringstraßenhäuser einzureißen und damit einen Bann gebrochen, der im Allgemeinen den Wandel der Stadt Wien noch festzuhalten schien. Die eigentliche Ringstraße, die Wien eine Zeitlang den Ruf höchster baulicher Eleganz schuf, ist nicht lang. Sie beginnt auf der äußeren Seite bei den Hofmüllern und endet beim Stadtpark. Strenge Vorschriften über Höhe und Stil mußten eingehalten werden und sicherten ihr auch den Bestand. Denn wenn an die Stelle der Ringstraßenhäuser Wolkenkratzer gestellt werden dürften, so würden sich schon lange Unternehmer gefunden haben, die die durchschnitliche Million aufgewendet hätten, die so ein Ringstraßenhaus wert ist. Die Palais an der Ringstraße verzinseln sich schlecht; sie sind schon lange nicht mehr steuerfrei, zahlen also 48 v. H. der Miete an Steuern. Die Wohnungen müssen billig abgegeben werden; denn die erste Frage jeden Mieters: Aufzug? Badezimmer? Helle Nebenräume? muß verneint werden. Da will Niemand einziehen. Den alten Häusern kam bisher eine Gefühlsfrage zu gut. Wer lange in einem Hause gewohnt hat, läßt sich viele Nachteile gefallen, nur um die gewohnte, liebgeordnete Umgebung nicht zu wechseln. Aber diese Gattung Wohnpartei stirbt nun rasch aus, und die jüngere Generation kennt keine Rücksicht und verlangt alles Schöne und Gute als ihr Recht.

Wer gegenwärtig den Weg durch die

Kärntnerstraße des immerwährenden Gedränges wegen meiden und die kürzeste Route durch das Liniengäßchen über die Spielgasse und die Raubensteinstraße einschlagen wollte, der blieb entsetzt stehen; denn ganze Häuserreihen sind hier demolirt und die Straßen mühten überdacht werden, um die Passage überhaupt zu ermöglichen. Ein hiesiges Blatt hat eine Rundfrage veranstaltet, um zu erforschen, ob der moderne Wiener lieber in alten oder neuen Häusern wohnt? Die Antworten lauteten beinahe einstimmig zugunsten der neuen, deren Nachteile heutzutage doch besser zu ertragen sind als die Nachteile der alten. Der Hauptgrund gilt der hohen Miete, die aber ganz zweifelsohne nächstens durch einen nicht abzusehenden Krach auf normale Maß sinken wird; denn die Zahl der teuren Wohnungen, die der Mittelstand nicht erschwingen kann, ist im steten Wachsen begriffen und dürfte gar bald den Bedarf weit übersteigen. Beilagt wird am meisten, daß die Zimmer in den neuen Häusern klein sind, so klein, daß man nicht weiß, wie man die Einrichtungsräume stellen soll. Einer Neuvermählten kann man keinen Flügel mehr in die Aussteuer geben; denn er füllt den halben modernen Salon aus. Durchschnittlich beträgt in Wien die Miete für ein schönes Zimmer 1000 Kronen (\$200). Eine Flucht von fünf Zimmern mit allen dazu gehörigen Nebenräumen — \$1000. Da die Steuerbehörde bei der Schätzung des Einkommens die entrichtete Miete zu einem Viertel der Bezüge oder des Einkommens rechnet, was schon lange nicht mehr stimmt, so kann man sich vorstellen, wie Wenige sich zum Aufwand einer teuren Wohnung entschließen.

Er bezahlt die Postkarten.

Der präsumtive Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef verlobt in Budapest noch immer seine Fünftwöchigen mit seiner anmutigen Gemahlin Prinzessin Zita. Er hat von seinem Regimentkommando auf unbestimmte Dauer Urlaub erhalten, den er dazu ausnützt, seiner jungen Gattin die Naturschönheiten der Marmoros zu zeigen. Während schlichte Millionäre ihre Fünftwöchigen, dem strengen Gebote der Mode Folge leistend, in Cort oder zum mindesten an den Gestaden der stolzen Adria verbringen, bereist der präsumtive Beherrscher Ungarns im Automobil das wildromantische Gebiet des ungarischen Salzammergutes. Der feurigen Tochter des Südens, in deren Adern das unruhige Blut der Bourbonen rollt, vermag Sorrent, Venedig, Neapel nichts Neues zu bieten; der in jungfräulicher, von der Natur unberührter Schönheit prunkende Norden des Landes, über das sie dereinst berufen sein wird, das heißt zu schwingen, hat es ihr angean.

Und dabei blieb es. Erzherzog Karl Franz Josef berappte — freilich in königlicher Weise, eingebend des vorrierten Wortes, daß die Ansichtskarten nicht, wohl aber die in Ungarn reisenden Erzherzöge rar seien — die Ansichtskarten — das Mittagessen mußte Prinzessin Zita bezahlen, die fast in Verlegenheit kam, da sie sich nicht besonders „mit Kaffe“ versehen hatte — reiste sie doch mit ihrem Gemahl, der nach dem auch für Könige geltenden Zivilgesetzbuch für die Verpflegung und die Schulden seiner Gattin aufkommen muß.

Ueber die Automobilsahrt des jungen Paares kursieren die verschiedensten Mitteilungen. Dichtung und Wahrheit, Phantastie und Wirklichkeit vereinigen sich, weitestens miteinander, um das junge Paar mit einem legendären Kranz zu krönen, bis eine andere, materiell wertvollere Krone ihr Haupt schmücken wird. Eine hübsche Szene, die den Stempel der Wahrheit zu tragen scheint, wird aus Rörösmeß mitgeteilt. Das verlebte Paar speiste im Restaurant der Bahnstation und ließ sich dann von dem kleineren Ansichtskarten geben. Dann ging es lustig an das Schreiben und Adressieren und schon die nächsten Bahnzüge führten die Liebestrübe der Hochzeitsfahrer nach allen Windrichtungen. Als es zum Zahlen kam, bemerkte der Erzherzog zu dem Zahlkellner:

„Die Ansichtskarten bezahle ich; da ich nicht mehr Geld habe, wird meine Frau das Mittagessen bezahlen.“

Wiener Ladenmädchen.

Das Wiener Ladenmädchen ist eine Species für sich. Es gleicht trotz seiner Annuit und einfachen Eleganz nur wenig dem Pariser Geschäftsfräulein und den Mannequins, die die französischen Novellisten mit einer sentimentalen Romantik umgaben. Noch weniger aber gleicht sie ihren Berliner Kolleginnen, die entwerblühter, in ihrer Schlagfertigkeit gefürchtet sind und die sich eine größere Selbstständigkeit und Freiheit zu eigen gemacht. Die Wiener Handelsangestellte hat ein Streben nach guter Bürgerlichkeit in all ihrer sozialen Not und Enge. Man hat in ihren Kreisen das süße Mädel gesucht, aber sie paßt wenig zu dieser verbläuten Bezeichnung, zu diesem verschwundenen Wiener Typ der letzten Jahrzehnte. Sie denkt sich ihren Beruf zu meist als Uebergangsstufe zur Ehe und richtet sich danach ein. Sie träumt von einem kleinen Geschäft, das sie in Mitwirkung mit ihrem aus gleichem Beruf hervorgegangenen Gatten leiten wird, vielleicht von einem Gluckssal,

der sie über ihre Klasse emporhebt. Sie ist eine klug und umsichtig Wartende, die mit praktischem Sinn den Nutzen des Augenblicks, die Gunst der Stunde wahrnimmt. Es wird gespart und gesammelt, zumeist aber ist sie, wenn es dazu langt, die Stütze der Eltern, der jüngeren Geschwister. Sie sind oft stille Heldinnen, die kleinen Mädchen, die in den Mittagspausen und nach Geschäftsstöße die Wiener Konfektionsviertel und die Straßenbahnen füllen. In Gruppen oder vereinzelt verlassen sie die Geschäfte wie einen Haß und entfangen vollen Frohdienst, und man sieht es ihren Gesichtern an, wie wohl sie sich wieder in der Freiheit fühlen. Ein einfaches Kleid, eine feste Zephyrbluse, die sorgfältig hergestellte Frisur, das ted aufgelegte Hüthen und ein kleiner Blumenstrauß, all diese oft armseligen Dinge weiß sie zu einem barmhertigen Schönheit, zu etwas weiblich Individuellem zu gestalten. Ein wenig Kolerie ist mit dem stereotypen Lächeln und dem Ernst vereint, der ihrem Gesichte aufgeprägt ist. Ihr Leben verläuft in Rhythmenheit und ihr Bedürfnis nach Romantik befriedigt sie mit der Lektüre der roten Engelhorn-Bände, die sie mit sich stets mitführt und im Stadtbahncoupé aufschlägt. Sie bilden keine einheitliche Klasse und es gibt unter ihnen Emporgelommene, Angestellte und kleine Aristokratinnen neben der ewigen Proletarierin. Carrière und Glück sind auch innerhalb dieser engen Grenzen verschieden. Die Direktrice, die erste Verkäuferin oder die mehrsprachige eines großen Geschäftsetablissemens, fühlt sich als Mitglied einer höheren Klasse neben der Angestellten in einem Vorstadtladen. Das Gemeinamteltsgefühl findet nur Platz im gemeinschaftlichen Verein. Hier eint sie die gleiche Not, dasselbe Bildungstreiben, die Sehnsucht nach höherem Menschentum, das auch im Herzen dieser im praktischen Leben Stiehenden Platz findet. Auch sie sind dem Zuge der Zeit gefolgt, haben sich, soweit es vorläufig ging, zu einer Avantgarde organisiert. Sie suchen sich ein Ausmaß von Bildung als einer guten Waffe im Disfainstempfang anzuweisen.

Wissenschaftliche Forschung auf dem Montblanc.

Die französische Akademie der Wissenschaften hat im vorigen Jahre einen kleinen Trupp von Naturforschern nach dem Montblanc entsandt, der dort ein Vierteljahr zubringen sollte. Diese Monate trafen gerade auf die heißste und trockenste Zeit des letzten Sommers, der noch lange in der Erinnerung fortleben wird. Die dort gewonnenen Beobachtungen sind jetzt der Akademie mitgeteilt worden. Die kleine Expedition hielt sich hauptsächlich in Höhen zwischen 3000 und 4250 Meter auf. Das Wetter war ebenso ungewöhnlich wie im übrigen Europa. Ganze Wochen vergingen, in denen die Wolkenlosigkeit des Himmels und die Stille der Luft nicht durch die leiseste Störung getrübt wurde. Selbstverständlich wurde auch der höchste Gipfel des Berges häufig besucht, und die Temperatur stieg dort oft auch im Schatten über den Gefrierpunkt. Enorme Schneemassen kamen durch die Sonnenglut zur Schmelze, und das Wasser rieselte in Rinne an den Abhängen hinab. Während sonst in der Höhe von mehr als 4000 Meter während des ganzen Jahres nur Schnee fällt, ging an den wenigen stürmischen Tagen, die innerhalb jener Zeit zu verzeichnen waren, reiner Regen nieder, dem jede Beimischung von Schnee fehlte. Weiße Schmetterlinge und Wespen tauchten als häufige Besucher in einer Meereshöhe von 3650 Meter auf und schienen weder durch die Kälte, noch durch die dünne Luft ein Unbehagen zu empfinden. All diese Beobachtungen werden als unerhofft bezeichnet. Ein Hauptzweck der Expedition war die Erforschung eines gelblichgrauen Staube, der sich allmählich auf den Schnee niederlag und im vorigen Sommer in ungewöhnlich großen Mengen gesammelt werden konnte. Nach der vorläufigen Prüfung, der die genauere noch folgen soll, ist er nicht irdischen Ursprungs, sondern stammt aus dem Weltraum und ist also als „Meteorstaub“ zu betrachten.

Alma Tadema.

In Wiesbaden ist der englische Maler Sir Laurence Alma Tadema im Alter von 76 Jahren gestorben. Alma Tadema, von Geburt ein Holländer und als Schüler von Hendrik Leppgang in die Zeit der Merowinger eingespinnen, ist als der Verherrlicher des alten Rom bekannt geworden und hat sich mit seinen glatten, eleganten Bildern aus dieser Zeit, Tafeln von hoher formaler Schönheit und raffinierten Posen, geradezu Weltruh erworben. Später besann man sich darauf, daß die archäologische Treue, die formale Schönheit, die gewählte Posen noch nicht Kunst sind, und begann sich von dem Maler abzuwenden, der seine Lieblichkeitsbilden immer wieder parirt. Und trotzdem die gefrenge Kritik heute noch viel über ihn zu tabeln hat, ist er doch ein Liebling der großen Masse geworden und wird es voraussichtlich noch lange bleiben.

Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als diese tödliche Hitze totzuschweigen.

Das Reich der Frauen.

Die Arbeit der Frau.

Von Luise H. P.

Die Arbeit der Frau verachtet nicht, Denkt an ihre kleine Welt, Erfüllend ihres Hauses Pflicht, In Harmonie zusammenhält, In Gruppen oder vereinzelt verlassen sie die Geschäfte wie einen Haß und entfangen vollen Frohdienst, und man sieht es ihren Gesichtern an, wie wohl sie sich wieder in der Freiheit fühlen.

Sie übt manch' heiligen Verzicht, Denkt an Vergnügen und Genuß, An ihre eigenen Wünsche nicht, Stets liebend, weil sie lieben muß, Ergießt sie ihren treuen Segen Und kommt mit Freudigkeit entgegen Der unscheinbarsten, kleinsten Pflicht.

Doch — wenn erfüllt von höherem Licht, Von eines freieren Geistes Strahl, Die engen Schranken sie durchbricht Und aufwärts strebt zum Ideal, Für Kunst und Wissenschaft erglühend,

Im Dienst der Menschheit treu sich mühend — O hemmet dieses Streben nicht!

Zu üben stille Frauenpflicht Im Haus, ist ihr vielleicht verpönt, Wohl ihr! wenn ihr ein Freudentlicht Im weitem Arbeitsfelde tagt, Wenn ihrer Seele starke Triebe Sich regen froh in Menschenliebe, Das Wert der Frau verachtet nicht!

Des Vorurteils Schranke bricht! In's Geistesleben greift die Frau Jetzt ein, und sucht der Wahrheit Licht! Mit ihres Wesens Segenstau Kann nur die Frau die Menschheit heben

Zum Ideal in Kunst und Leben, Das Wert der Frau verachtet nicht!

Die Ordnung im Haushalt.

Ordnung, die „legensreiche Himmelskinder“, ist im Haushalt der erste und unentbehrlichste Faktor, und jede denkende Hausfrau weiß, daß nur durch Ordnung in allen Dingen die vielgerühmten „geordneten Verhältnisse“ begründet und dauernd zu erhalten sind. Wo die Ordnung zur Herrscherin erhoben wird, da sind Pünktlichkeit und Sauberkeit, Behaglichkeit, Gemüthlichkeit und Frohsinn ihr Gefolge. Aber es gehört viel Aufmerksamkeit und Selbstverleugnung, manches Entbehren, mancher Verzicht auf persönliches Wohlbehagen seitens der schaffenden Hausfrau dazu, um der Ordnung stets den ersten Platz zu sichern. Sie ist gleichsam das Geleise, in welchem der Haushaltsapparat ruhig und sicher dahingleitet. Auch hat man nicht unzutreffend den Haushaltsbetriebsbetrieb mit einem fein organisierten Uhrwerk verglichen, bei dem ein Rad in das andere greift und es treibt, eine Kraft die andere unterstützt und trägt. Und gibt es nicht — leider — Haushaltungen genug, die uns beim ersten Blick als ein Chaos erscheinen? Der armen Hausfrau ist aus irgend einem Grunde die Arbeit über den Kopf gewachsen, sie hat den Mut und die Lust zum Ordnungsschaffen verloren und läßt nun Alles ungehindert seinen Weg gehen — den Weg, der nicht allein zum äußeren Ruin der Familien, sondern auch zur inneren Verwahrlosung und Verlobberung führt. Da heißt es, mit Energie einen Gegenbruch leisten, der die verderbliche Strömung aufhält, da bedarf es eines offenen Auges, das Eden und Winkel durchspäht, einer festen Hand, die kräftig alle Fäden hält.

Allerdings, wenn man darüber reden will, muß man an Ordnung und Behaglichkeit gewöhnt sein und es kann mitgemacht haben, wie abstoßend ein unordentlicher Haushalt wirkt. Schon die ungepflegte Treppe, das fahle, staubbedeckte Flurfenster ohne Gardine, ohne ein Blümchen, der ungeputzte Türgriff und die abgetretene Matte lassen ahnen, daß man von dem, was unsfer hinter der Türe harret, sagen kann: „Da drinnen aber ist's fürchterlich.“

Ein Dienstmädchen oder gar die Tochter des Hauses in nicht weniger als appetitlichem Anzuge öffnet, die Hausfrau in einem höchst unmöglichen Kostüm, mit ungepflegten Haaren, verschwindet sehr schleunigst hinter den Roullissen, im Hintergrunde ein unaufgeräumtes Zimmer, Kindergeschrei und Küchenspektakel. Und wenn man dann merkt, in welche tödliche Verlegenheit die Leute ob des Besuches geraten, dann besorgt man am besten die bekannten Worte: „Hier wendet sich der Gast mit Grauen.“ — Wenn von einem ordentlichen Haushalt die Rede sein soll, so ist es nötig, daß die Hausfrau zunächst an sich selbst ein Muster der Ordnung sei. Dazu gehört Labelslosigkeit des Anzugs und sei es des allerbescheidensten Hauskleides. Da darf kein Fledchen

zur Verzierung beitragen, kein Hut, kein Band darf fehlen, und abgeriffene Modische, ein durchgefohener Saum, ein mit Stednadeln zusammengehaltener Schaben, sollten zu den Unmöglichkeiten gehören. Eine Frau, die in ihrem eigenen Anzuge ergriff ist, legt auch Wert auf die Garbete ihres Mannes und ihrer Kinder. Nicht mit Unrecht sagt man, daß die Kleidung und besonders die Wäsche des Hausherrn das beste oder schlechteste Zeugnis für den Fleiß und den Ordnungssinn der Frau sei.

Es giebt so mancherlei Kleinigkeiten am Anzug einer Frau, die demselben, so gering sie an sich selbst sind, doch ein geschmackvolles, ja elegantes Aussehen verleihen. Sehr gefällig wirkt zum Beispiel eine Kravatte, wenn sie durch einen Ring gezogen, vielmehr von einer ringförmigen Schalle gehalten wird, wie die Abbildung es zeigt. Einen solchen Ring kann man sich selbst herstellen. Man biegt die Form von Draht und umwickelt sie mit schmalen Band, um ihr die nötige Stärke zu geben. Dann bringt man den Stieg an, für den ebenfalls

Aus unserem Handarbeitskorb.

Es giebt so mancherlei Kleinigkeiten am Anzug einer Frau, die demselben, so gering sie an sich selbst sind, doch ein geschmackvolles, ja elegantes Aussehen verleihen. Sehr gefällig wirkt zum Beispiel eine Kravatte, wenn sie durch einen Ring gezogen, vielmehr von einer ringförmigen Schalle gehalten wird, wie die Abbildung es zeigt. Einen solchen Ring kann man sich selbst herstellen. Man biegt die Form von Draht und umwickelt sie mit schmalen Band, um ihr die nötige Stärke zu geben. Dann bringt man den Stieg an, für den ebenfalls



Seidene Kravatte

mit Band umwickelter Draht verwendet werden kann. Schließlich umhüllt man das Ganze mit zur Kravatte passender Seide. Die Kravatte wird in der Art durchgezogen, daß man das eine Ende von unten durch den Stieg legt und das zweite unter dem ersten Ende hinleitet. Der Behang an den Enden kann erst nach dem Verschlingen der Kravatte angebracht werden; auch läßt sich die Verschlingung infolge des Behanges nicht lösen, sondern man muß die Kra-



Ring zur Kravatte

watte zum Umlegen über den Kopf streifen. Da zu diesem Zweck der Ring viel hin- und hergeschoben wird, so erweist sich nur reine weiche Seide, die sich nicht drückt, für derartige Kravatten als praktisch. Den zierlichen Behang kann man sehr gut auch selbst anfertigen, da er aus gebähten Bällchen besteht. Besonders hübsch sind die Bällchen von Goldfaden gebäht. Man bäht feste Maschen in der Rundung, so erforderlicher Größe und überzieht damit ein Holzbällchen oder runden Knopf und befestigt den Behang dann in angegebener Weise.

Für die Küche.

Sommergetränke.

Aprikosensaltschale wird anscheinend leider nur selten bereitet. Zwölf bis fünfzehn Aprikosen werden geschält und vier bis fünf Früchte von diesen in vier bis fünf, die anderen nur in zwei Teile geschnitten. Die ersteren werden mit den Schalen der Früchte und zwei aufgeschlagenen Eiern im Wasser nebst 1/2 Pfund Zucker tüchtig gelocht, während man die Fruchtstücken nur eben einmal in siedendem Wasser überwallen läßt, die Schalen der Früchte abzieht, diese nach dem Abtropfen in eine Terrine legt und mit Zucker bestreut. Die lockende Flüssigkeit wird nun durch ein Sieb über die Früchte in der Terrine gegossen und die Saltschale kühl gestellt. Nach Belieben kann man kurz vor dem Anrichten auch etwas Weißwein beifügen.

Melonenkalkschale. Eine ganze oder halbe, recht reife Melone wird in kleine Würfel geschnitten, die man in eine Terrine gibt, die mit Zucker bestreut, mit dem Saft einer Citrone mischt und so 2 bis 3 Stunden stehen läßt. Darüber wird kurz vor dem Auffragen gut gekühlter Weißwein gegossen. Kleine Biscuits oder Suppenmakronen werden beige-